

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

195 (23.8.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 34

Theodor Fontane der Balladendichter

Von Theodor Stiefenhöfer.

Vor einem Jahre wurde das dichterische Vermächtnis Fontanes frei: 30 Jahre waren seit seinem Tode vergangen. Und noch ist der Zauber seiner Persönlichkeit, noch ist die Wirkung seines Werkes eine so junge und fortzulebende, daß es fast ist, als spräche man von einem Lebenden. Noch lebt ja eine ganze Generation, die mit Fontane schuf und stritt, und dem atmosphärischen Damm des Dichters ist vorerst keine Grenze gesetzt. „Er schenkte den Tod zu überlisten. Noch sehe ich ihn in einer Abendgesellschaft bei Otto Brahm, in seinem schlichten schwarzen Rock, mit der schwarzen Bürgerkravatte, das schneeweiße Haar zurückgekämmt, das Antlitz ruhig, die blauen Augen leuchtend vom Daseinsgenuß...“ —, so bekannte erst vor einigen Tagen in einem Erinnerungsblatt einer seiner glühendsten Verehrer. Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit: Theodor Fontane war es wie wenigen beschieden, dies seltene Göttergeschenk zu leben...

Ein weites Feld begnadeten Schaffens streut sich vor unserem Geiste aus, da wir des Dichters gedenken. In drei große Lebensphasen ergoß sich dies Leben und Wirken. Seine tiefste Blut verströmte sich in die weise Menschenschilderung seiner späten Romane: es ist die innerste Zone seines warm schlagenden Herzens. Die große Balladendichtung ist die weitere künstlerische Lebensäußerung; die weiteste, peripherischste Auswirkung dieses regamen Geistes verströmte wir in dem großen Blauderer und Theaterkritiker Fontane. Alles Werk aber hat stets die bestimmte Fontanesche Prägekraft, die ganz persönliche Kultur und den eigenen Schluß einer höchsten Individualität. Fontane brachte es fertig, die Harmonie zwischen Bürger und Künstler in runder Einheit zu verkörpern. Auch ihn prüfte das Leben, auch bei ihm pochte das Schicksal manchmal hart an. Es rief den Skeptiker in ihm auf. Aber nie hat die Skepsis, nie hat das helle Wissen um die eberne Wirklichkeit den Herzensquell der Güte zu trüben vermocht. Wie Goethe blieb auch Fontane frei von jeder Verbitterung. Immer wieder hat er geträumt und erwartungsvoll die Arme nach allem menschlich Erreichbarem ausgestreckt. Freunde und Mitarbeiter, Mitstreiter starben vor ihm. Er fand nach allem Verlust immer wieder die Brücke zur jungen Generation. Wo Jugend lebte, litt und stritt — da war auch er der umjubelte, erkorene und verehrte Führer...

Fontane hat als Vers- und Balladendichter begonnen. Mit dieser Dichtungsweise steht er ganz in der traditionellen Entwicklung seiner Zeit. Die große Mehrzahl der Dichterpersönlichkeiten bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und noch darüber hinaus, ist bewußt oder unbewußt durch die aus der Bewegung der Romantik entspringende sogenannte historische Schule gegangen. Auch Fontanes erstes Schaffen konnte sich der allmächtigen Zeitluft nicht entziehen. Das geschichtliche Element war es, das dieser literarischen Epoche das neue Gepräge gibt. Fontanes Balladendichtung ist auf jener geistigen Linie gelegen, die die Balladendichter Graf Strachwitz, Graf Platen und Emanuel Geibel beschritten hatten. Ähnlich wie seinerzeit Bürger und Strachwitz knüpfte Theodor Fontane mit Bewußtsein in realistischere Weise wieder an die altnordisch germanische Volksballade an. Sie kunstmäßig fortzuentwickeln, war damals sein Bestreben. Ein günstiger Zufall hat den Dichter im Jahre 1844 nach England ge-

führt, wo er die Balladenluft Alt-Englands und Alt-Schottlands unmittelbar einzog. Diese englische Reise wurde für Fontane bestimmend: nicht nur für den Ton und Charakter seiner reichen Balladendichtung, fast noch mehr für seine Auffassung bestimmter politischer Probleme, wie sie in der Menschenwelt seiner Romane später so bezeichnend zum Ausdruck kommt. Der markige, volkshafte Rhythmus der alten Volksballade lag dem Dichter vorzüglich. Sein 1850 erstmalig erschienener Balladenzyklus „Von der schönen Rosamunde“ verschaffte ihm einen vollen künstlerischen Erfolg.

Fontane im Grunde leidenschaftslos, aber sein empfindende Dichternatur, die allem falschen Pathos zeit- lebens abgeneigt war, konnte sich in dieser objektiven Stoffwelt, die ihm die englischen Anregungen boten, voll und rein auswirken. Man hat bemängelt, daß der Dichter sich mit seinen Balladen in einer weltentfernten, romantischen Verherrlichung von Rittertaten und Königsschmerz damals bewegte, daß seine Motive: Treue und Verrat, Ehrgeiz und Liebe, Stolz und Enttugung, auch die Motive Strachwitzens gewesen seien. Ganz gewiß geben Fontanes Balladen bei weitem nicht die volle Persönlichkeit. Aber man darf doch nicht übersehen, was der Dichter aus dem fremden Stoffgut an dichterischen Prachtstücken geschmiedet hat. Als Balladendichter zwischen dem weicheren Geibel und dem kräftigeren Strachwitz stehend, hat Fontane seine Dichtungen vor allem auf eine tiefere Psychologie gestellt; denn es war sein künstlerischer Wille, die Eigenart der Ballade von einer neuen Menschlichkeit her zu kultivieren. Kraft seiner sicheren Versprägung, seines feinen Taktgefühls und seines genialen Instinkts für das Volkstümliche, ist unser Dichter der einzige echte Nachfahre der alten Volksballade im 19. Jahrhundert geworden. Fontane ist der Finder eines ganz neuen Balladenstils. Über Schiller, den Kunststifter, noch hinausgehend, hebt er jeweils ein Stück Welt- und Menschheitsgeschichte in die helle Beleuchtung ewiger Erscheinungen. Man hat C. F. Meyer einmal den „Tacitus der Ballade“ genannt. Dies kann man auch auf Fontane übertragen, ohne dabei den Dingen Gewalt anzutun. Das Wesen der Fontaneschen Balladendichtung ist ja: souveräne Stoffbeherrschung, strenge Linienführung, epigrammatische Schärfe des Ausdrucks. Vor allem hat der Dichter das Wesen des Balladischen, die Handlung, wieder in ihr altes Königsrecht eingekleidet. Er verschmäht die bloße „Stimmungsballade“. Die suggestive Lebenskraft dieser seiner Gedichte liegt nicht zuletzt in dem rein Persönlichen. Manche Balladen Fontanes wirken wie Persönlichkeitsdokumente: es sind Stücke voll sinnender Lebensbetrachtung darunter, voll weiser Rückschau oder solche von nahester Aktualität. Die Historie, die Anekdote wird nicht um ihrer selbst willen geformt, sondern die psychologische Entwicklung, das schlechthin Menschliche, reizt ihn zur Gestaltung.

Als klarer und fester Realist, der Fontane immer gewesen ist, hat sich der Dichter bald nach seinem Auftreten in der Literaturwelt gegen den stilisierenden Idealismus in Opposition gestellt. Er legt einmal das charakteristische Bekenntnis ab: „Was heißt überhaupt großer Stil? Großer Stil heißt soviel, wie vorbeigehen an allem, was die Menschen eigentlich interessiert.“ Im schottischen Bergland hatte sich Fontane durchaus als Balladendichter, Landschaftsschilderer und Kulturhistoriker gefühlt. Es gehört nun zum Wille Fontanes, daß er sich gewandelt hat. In den 60er Jahren gewinnt die Sehnsucht nach dem heimatlischen Element die Oberhand. Er tut jetzt die Rebel- und Dämmerwelt des Balladischen von sich. Er fühlt sich nun als Sänger preussischer Helden und Männer,

vor allem entdeckt er, daß er zum Menschenschilderer geschaffen sei. Er gesteht: „... was einzig und allein dauernd dem Menschen genügt, ist immer wieder der Mensch. Nichts ermüdet schneller als die sogenannte schöne Natur. Das Beste bleibt doch das Menschenherz.“ Und wenn Goethe einstmal die Grazien und Mufen der Mark verspottet zu müssen glaubte, so lebt in unserem Dichter nunmehr der Drang, sie wieder zu Ehren zu bringen.

Fontane war absolut kein Gegner des modernen Zeitgeistes. Es war einer seiner Vorzüge, daß er die Zeichen der Zeit früh erkannte und die tiefe Veränderung, die sich im Wesen des deutschen Volkes vollzog, verstand, ohne sie einfach zu verwerfen. Der Dichter ging durchaus mit der Entwicklung mit. Nur dem gewissen Gebahren der jungen Kunst versagte er sich. Die forcierte, unwahre Empfindung sah er als das besondere Kennzeichen moderner Dichterei. Fontanes Ideal war ein stilvoller Realismus. „Abwesenheit des Gefuchten und Geschraubten, Naturalismus in seiner schönheitlichen Gestalt, ist in meinen Augen gleichbedeutend mit Kunst überhaupt.“ Wer das schrieb, den konnte das Kommende nicht erschrecken. So ist denn auch dem Dichter Fontane das Altern erspart geblieben: die Jungen der 60er Jahre feierten ihn als einen der Ihren. Fontanes Gedicht an Klaus Groth vom Jahre 1878 ist eine klare Abgabe an die Balladenwelt. Der Dichter spricht nun von seinen ehemaligen Lieblingen: Archibald Douglas und Percy in überlegenem Tone; es geht ihm in dieser Welt des Eisens und der Schilde doch etwas zu spektakulös zu. Die kühle, phrasenlose Tatsachenkunst liegt dem Dichter jetzt näher als seine jugendliche Balladenkunst. Wir heutige werden diese Reife und Weisheit des Dichters zwar verstehen, aber wir werden uns auch nicht ohne weiteres entschließen können, den Balladendichter Fontane geringer zu werten als den großen märkischen Romancier.

Macht und Geheimnis der Jesuiten

Gilt schon der Katholizismus leider weiten Kreisen Andersgläubiger, vor allem freilich dem Nichtgläubigen als geistig eng, lebensfremd und freiheitsfeindlich, so folgt in den Augen der Nichtwissenden den Jesuiten nichts anderes als der eigene Schatten die Idee der Geistesnechtung, der Heuchelei und der kulturellen Reaktion; und es gibt Leute genug, die hinter der Organisation dieses die Welt umspannenden Ordens ein geradezu unheimliches Geheimnis wittern zu sollen glauben. Die gewiß nicht zu bestreitende Rivalität zwischen der Societas Jesu und anderen Ordensgemeinschaften der katholischen Kirche, namentlich den Dominikanern und Franziskanern, leistet solchen Vermutungen zweifellos Vorschub.

Nun sind aber gewisse geschichtliche Tatsachen nicht aus der Welt zu schaffen, deren Betrachtung das volkstümliche Urteil über die Jünger Loyolas in einem eigenartigen Licht erscheinen läßt. Es vertritt sich beispielsweise nicht besonders gut mit dem Begriff der Rückständigkeit, der kulturellen Reaktion, daß schon vor Montgolfier Vater Lorenzo Cuzmao, ein portugiesischer Jesuit, den ersten Ballonaufstieg durchgeführt hat. Ein anderer Jesuit, Athanasius Kircher, hat die Laterna magica erfunden, den archimedischen Brennspiegel wiederentdeckt und die Grundlage für die Erforschung hypnotischer Phäno-

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Ein Erfolg für Baumwolle in Deutschland

Dem Ziele, durch Erzeugung wichtiger Rohstoffe vom Auslande unabhängig zu werden, scheint man insofern mit Erfolg näher zu rücken, als es in letzter Zeit gelungen ist, durch die Kultur bisher unbeachteter gebliebener Gespinnstpflanzen einen Erfolg für Baumwolle und verwandte Rohstoffe zu schaffen. Die umfangreichen Vorarbeiten sind jetzt soweit abgeschlossen, daß ihre Ergebnisse der Allgemeinheit nicht länger vorenthalten werden sollen. Es handelt sich hierbei um **Ducapflanzen**, welche aus Kreuzungen verschiedener nordamerikanischer Gerbkünfte hervorgegangen sind und denen sich die wertvollen Fasern nicht wie bei Hanf, Flach oder Nessel als Bast im Stängel, sondern in den Blättern befinden. Das Ziel war deshalb die Erreichung langer Blätter und damit langer Fasern. Die schnittreife Pflanze bilden mächtige Blattbüschel, von denen im Laufe des Jahres gegen 250 Blätter geerntet werden können. Um die Kulturen aber nicht zu schädigen, muß ihnen alle vier Jahre eine Ruhepause gewährt werden. Der Anbau der Pflanzen geschieht nach einem patentierten Verfahren. Durch Geranzucht der jungen Pflanzen in Gespinnsthäusern soll sich die Entwicklung so beschleunigen lassen, daß schon im zweiten Jahre Blätter geerntet werden können. Da die

Ansprüche an den Boden unter der Voraussetzung, daß genügend Kalk vorhanden ist, sehr gering sein sollen, und alle Pflanzen auch den strengen Winter 1928/29 ertragen haben, dürften dem Anbau in Deutschland keine wesentlichen Hindernisse entgegenstehen. Auch sind die Pflanzen von ihrer Heimat her an große Kälte gewöhnt. Trotzdem muß aber berücksichtigt werden, daß sich die ganze Sache noch im Versuchsstadium befindet. In ihrem Zellstoffgehalt übertrifft die neue Gespinnstfaser die Zute und den Pitahans. Da der Verholungsgrad ganz gering ist, kann mit einer kurzen Sonnen- oder Warmwasserröste eine Verbesserung und Veredlung ihrer Eigenschaften erzielt werden. Die Größenverhältnisse der Fasern sind ebenfalls günstig. Die Faserstränge erreichen eine Länge von etwa 50 Zentimeter, in besonders günstigen Fällen eine solche von 80—120 Zentimeter. Mit natürlichen oder künstlichen Mitteln gebleicht zeichnen sie sich vor der Baumwolle durch einen auffallenden, seidensähnlichen Glanz aus. Spinn- und Webversuche haben ergeben, daß sie eine Reihe ausländischer Rohstoffe ersetzen kann. Neben allen größeren Gespinnsten können daraus auch feinere Gewebe hergestellt werden. Durch teilweisen Aufschluß will man auch zur Gewinnung eines zweckdienlichen Stapels für die Spinnerei und Weberei gelangen und hofft auf diesem Wege dieselben Gespinnste herstellen zu können, wie aus Baumwolle. Der hohe Zellulosegehalt spricht dafür, daß die neue Gespinnstfaser auch für solche Industriezweige geeignet ist, welche die Zellulose als

Ausgangspunkt benötigen. Genannt sei nur die Papierindustrie, die Sprengstoffindustrie, die Zelluloseindustrie, und die Kunstseidefabrikation.

Neue Untersuchungen über die Backfähigkeit des deutschen Weizens

Bekanntlich klagen unsere Bäcker sehr über die schlechte Backfähigkeit des deutschen Weizens. Dies braucht uns nicht zu wundern, weil bisher von den deutschen Weizenzüchtern das Merkmal Backfähigkeit nicht genügend beachtet wurde. In dem Ausfuhrlande Kanada kann neuerdings eine Weizenart nur dann zum Grobhanbau kommen, wenn durch eingehende Backprüfungen festgestellt ist, daß die neue Sorte mindestens dieselbe Qualität besitzt, wie die bisher vorhandenen Sorten. Auch in England, Dänemark, Schweden und Frankreich arbeitet man seit längerer Zeit und mit Erfolg an der züchterischen Verbesserung der Backfähigkeit des Weizens. Erst vor kurzem berichtete der bekannte französische Wilmorin-Züchter über seine Erfolge. Wenn man in Deutschland nicht schon längst zu derartigen Untersuchungen übergegangen ist, hat seine Ursache darin, daß vor dem Kriege Abfahrschwierigkeiten nicht in dem Maße, wie heute bestanden. Während des Krieges gab es keine Qualitätsforderungen und nach dem Kriege hieß es zunächst, erstmal die Erzeugung überhaupt wieder in Fluß bringen. Wenn man auch in Deutschland seit einiger Zeit dazu übergegangen ist, Backfähigkeitsprüfungen vorzunehmen, so müßte dies

mene geschaffen. Pater Francesco Lana-Terzi erfand eine Sämmaschine, Unterrichtsmethoden für Blindgeborene und wurde von Lessing als Schöpfer des Wortes „Ideal“ angeprochen.

Die Beispiele der Beteiligung von Jesuiten am Fortschritt der Wissenschaft lassen sich unendlich vermehren, bis in die unmittelbare Gegenwart hinein, und der Umstand, daß die Geschichte Mitglieder des Ordens in wichtigen Situationen des politischen Lebens entscheidend wirksam und in den entferntesten Gegenden der bewohnten Welt praktisch tätig zeigt, als Missionare, Diplomaten, Künstler, Philosophen, Naturforscher und Gottesgelehrte, verlangt an sich schon von jedem, der ein selbständiges Denken als Grundlage der Erkenntnis, der Unterscheidung von wahr und unwahr ansieht, Vorstellungen zu verabschieden, die nach Lage der Dinge nur als Vorurteile, mithin nicht als geeignet erscheinen können, die Dinge so zu zeigen, wie sie in Wirklichkeit entweder waren oder heute noch sind.

In Ansehung der unleugbaren Tatsache, daß die Jesuiten heute noch eine reale Macht darstellen, daß sie über die Grenzen des katholischen Glaubenslebens hinweg ihre Wirksamkeit ausstrahlen lassen, muß es, mit allem Nachdruck begrüßt werden, daß es jetzt eine „kulturbistorische Monographie“ gibt, die in durchaus allgemeinverständlicher, ja geradezu unterhaltlicher Weise, von etlichen hundert Bildern unterstützt, das Wesen und die Geschichte der Societas Jesu von den Anfängen bis auf diese Tage schildert: René Hülp-Miller breitet in einem Sonderheft von 24 eng bedruckten Seiten das Material aus, das er durchgearbeitet hat, die jesuitische und antijesuitische Literatur, um sein Buch „Macht und Geheimnis der Jesuiten“ (Gretzlein & Co., Verlag, Leipzig) zu schreiben, ein Werk, das, flüssig lesbar wie nur der allerjüngste Abenteuerroman, die Kulturgeschichte der Neuzeit am Schicksal des Jesuitenordens in besonderer Beleuchtung sichtbar macht. Das ist nicht übertrieben: denn da die Jesuiten buchstäblich in aller Herren Länder und Staaten vom Vordringen ihres Ordens an tätig und auch in den Zeiten der Unterdrückung nicht müßig gewesen sind, ergibt sich aus der Beschäftigung mit diesem ihrem weltverflachten Tun und Treiben ganz natürlich eine Einsicht in die allgemeine Weltgeschichte, die ihrerseits die bei aller Verschiedenheit der Wege zielbewußte, bei allem Wechsel der Mittel konsequente Haltung und Arbeit des Ordens erst in ihrer vollen Bedeutung wahrnehmen läßt.

Hülp-Miller geht dabei keineswegs einer ernsthaft-philosophischen Auseinandersetzung mit den geistigen Grundlagen des Jesuitismus aus dem Wege. Von den acht Teilen seines umfangreichen Werkes handeln vier in erster Linie von den Ideen, die der Orden zu verwirklichen sucht, von dem auch katholischerseits viel befehdelten Streben, die religiösen Forderungen der Schwäche des Menschseins anzupassen, von der Gleichsetzung des menschlichen Willens zum Guten mit der göttlichen Gnade, von der dogmatischen Abhängigkeit der jesuitischen Geistigkeit (wie der ganzen Scholastik) von Aristoteles, von dem Kampf um die Wichtigkeit der menschlichen Vernunft im Haushalt der religiösen Überzeugung, von dem unablässigen Bemühen, mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung Schritt zu halten und sie dem thomistischen System einzuordnen. In diesen außerordentlich instruktiven und interessanten Teilen seines Werkes erweist sich Hülp-Miller als ein Denker von umfanglichem Wissen und großer Beherrschung der mannigfaltigen Materien und als ein Philosoph, dem diese Materien eben nicht bloß Material sind, sondern Substanz geistigen Erlebens. Das macht ja gerade dieses Buch von 600 Seiten Verkonformats zu einer so packenden, ja stellenweise hinreißenden Angelegenheit des Lesens, daß es trotz gründlicher Vorarbeit nichts vom Staub der Akten und Archive an sich hat, aus denen es hervorgegangen ist, daß es vom Pulsschlag eines geistigen Erlebens getragen wird und erfüllt ist — aller Objektivität zum Trotz.

Objektiv — ja, so darf dieses Buch genannt werden. Denn mit der berechtigten Bewunderung für die den

doch noch in viel stärkerem Umfange betrieben werden, wenn wir nicht darauf verzichten wollen, den Kampf mit dem Auslande erfolgreich aufzunehmen. Daß dieser Kampf aussichtsreich ist, ersehen wir aus den Untersuchungen von Professor Neumann, Regierungsrat Scharnagel und Schnelle, welche nachgewiesen haben, daß auch wir gut backfähigen Weizen bauen können, und auch unter den deutschen Weizenorten einige sind, welche ein Mehl liefern, das die gleiche Backfähigkeit aufweist wie das Handelsmehl deutscher Mühlen, das mit ausländischem Weizen verschnitten ist. Allerdings erreichen unsere besten Weizenorten nicht die Güte des Mehles, wie z. B. aus reinem Garnet und Marquis. Immerhin steht aber fest, daß durch zielbewußte Züchtung besser backfähige und auch ertragreichere Weizenorten erzielt werden können. Die deutsche verarbeitende Industrie muß heute für gut backfähige Auslandsweizen nicht unbeträchtlich mehr zahlen als für unsere deutsche Durchschnittsware. Die Frage, ob die Backfähigkeit zur Grundlage der Bewertung des Handelsgetreides zu machen ist, läßt sich nicht ohne weiteres bejahen, da es möglicherweise von höchst nachteiliger Wirkung auf die Preisgestaltung des deutschen Weizens sein könnte, wenn man einige bestimmte, als gut backfähig gezeichnete Sorten herausheben wollte und damit die große Masse des Handelsgetreides schlechter bezahlen würde. Eine derartige Maßnahme wäre jedenfalls unter den jetzigen Verhältnissen nicht zweckmäßig.

Erdball mit einem Netz lebendiger Beziehungen umspannende Organisation, die dem Hirn eines einzigen Mannes förmlich entsprungen und von der Willensentfaltung dieses Hirns noch heute durchströmt ist, verbindet es eine Kritik gewisser Anschauungen, die durch den Hinweis auf die mit dem Begriff des Jesuitentums von gegnerischer Seite verknüpften Vorurteile kaum abgeschwächt wird und auch nicht durch den Hinweis darauf, daß manches, was verpönt wurde, weil es von den Jesuiten ausgegangen war, mittlerweile Gemeingut neuzeitlichen Denkens geworden ist.

Es ist indessen hier nicht der Ort, die geistesgeschichtlichen Probleme, die das Werk von Hülp-Miller aufrollt, einer Betrachtung zu unterziehen, die doch nur flüchtig sein kann. Denn sie reichen mit ihren Wurzeln bis in die letzten Tausende des menschlichen Kins um Erkenntnis überhaupt und können heute so wenig entschieden werden wie ehemals; und wenn sie für die katholische Kirche und den Orden der Jesuiten „entschieden“ sind, so sind sie es doch auch hier nur zeitlich, gleichsam interimistisch, weil doch nun einmal das Leben, auch das geistige, eine Form haben muß, um sich zu erhalten, und weil die christliche Offenbarung eine Form des Lebens genährt, die zwei Jahrtausende hindurch sich erhalten und den Wechsel der Weltanschauungen überdauert hat, mithin von ihren Vertretern und Verkündern den wechselnden Erscheinungen des äußeren Weltbildes nicht ohne Grund übergeordnet wird.

Noch viel weniger ist es aber möglich, den Schicksalen des Jesuitenordens in den fünf Weltteilen, wie sie von Hülp-Miller geschildert werden, im Rahmen dieses Berichtes nachzugehen. Die Erlebnisse der einzelnen Missionare in China oder Japan allein mühen an wie phantastische Romane; Jesuiten als Mandarine am kaiserlichen Hof zu Peking, Jesuiten als Reformatoren des chinesischen Staatskalenders, Jesuiten als militärische Organisatoren, als Brahminen, als Staatengründer, als Märtyrer — nein, es ist unmöglich, dieses erstaunliche Panorama der vier Jahrhunderte, die der Orden nun schon besteht, auch nur annähernd zu kennzeichnen! Was muß das aber für eine Persönlichkeit gewesen sein, die aus reformatorischer Auflehnung gegen die derzeitigen Zustände des kirchlichen Lebens eine Körperlichkeit hat schaffen können, die eben derselben dann die größten Dienste zu leisten bestimmt war, dergestalt, daß sie als Avantgarde des Bakifans, als die letzte Keiterei des Papstes nicht mit Unrecht hat bezeichnet werden können! Auch hierauf bleibt Hülp-Miller die Antwort nicht schuldig; er gibt in seinem Buch ein Lebensbild des Spaniers Ignatius von Loyola, der aus einem platonischen Verehrer seiner weltlichen ein streifbarer Kämpfer für seine himmlische Königin geworden ist, eine Biographie, die über dem Heroischen und Einzigartigen das Menschliche und Allgemeine nicht vergißt und somit auch ihrerseits den Willen des Verfassers zur Objektivität nachdrücklich verlaubar. So ist es schließlich nicht zuviel gesagt, wenn Hülp-Millers „Macht und Geheimnis der Jesuiten“ als eines der interessantesten und lehrreichsten, sonach wertvollsten Bücher des Jahres bezeichnet wird. Das sympathische Gelingen einer so groß angelegten Arbeit hat allen Anspruch auf dieses Lob, in welchem Freunde und Gegner des Jesuitentums, insoweit sie es nur ernst meinen, sicherlich übereinstimmen werden. Will S c h e l l e r.

Willkürliche Geschlechtsbestimmung?

Von Privatdozent Dr. S. v. B o h.

Von alters her hat es nicht an Versuchen gefehlt, auf die willkürliche Zeugung männlicher oder weiblicher Nachkommen einen Einfluß zu gewinnen. Beim Menschen waren es familiäre oder gar dynastische Belange, die sich an den „Stammhalter“ knüpften, beim Tier, namentlich bei unseren Haustieren, handelt es sich vor allem um wirtschaftliche Interessen, die mit der Aufzucht weiblicher Nachkommen bei den Haustieren verknüpft waren. Immer wieder gab es also Gründe genug, die die willkürliche Hervorbringung des einen oder anderen Geschlechts als ein erstrebenswertes Ziel erscheinen ließen.

So tauchten denn auch von jeher immer wieder neue Theorien auf, die den Schlüssel zu diesem Geheimnis gefunden zu haben glaubten, oder vorgaben. Die Zusammenstellung aller dieser Lehren ergab schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die stattliche Zahl von über 300 Hypothesen, die sich seither noch um ein erkleckliches erhöht haben dürfte. Denn obgleich — wie wir sehen werden — die Biologie in jüngster Zeit namhafte Fortschritte auf dem Wege der Lösung des Problems gemacht hat, fehlt es auch heute nicht an Dunkelmännern, die in populären Artikeln oder gar dickleibigen Büchern unterm Anschein der Wissenschaftlichkeit das tollste, des finsternen Mittelalters würdige Zeug über diese Fragen verbreiten.

Welches sind denn nun die Fortschritte, die die biologischen Wissenschaften auf diesem dunkeln Gebiete zu verzeichnen haben? Es sind vor allem zwei Forschungsrichtungen, die hier bahnbrechend gewirkt haben: die Zellenlehre einerseits und die experimentelle Forschung andererseits. Bevor eine willkürliche Beeinflussung des Geschlechtes in Angriff genommen werden konnte, mußte zunächst festgestellt werden, wie denn normalerweise die Geschlechtsbestimmung vor sich geht. Ein eingehenderes Studium des feineren Baues der Geschlechtszellen, aus deren Vereinigung das zukünftige Individuum hervor-

geht, also der vom Weibchen gelieferten Eizelle und der vom Männchen erzeugten Samenzelle, zeigte nun, daß bei gewissen Tieren (z. B. bei vielen Insekten, bei Fröschen, beim Hund und wohl auch beim Menschen) die Samenzellen nicht alle unter sich gleichwertig sind: Es werden zwei Sorten von Samenzellen gebildet, die sich durch ein Mehr oder Weniger gewisser Zellbestandteile unterscheiden. Die Samenzellen, aus deren Teilung die fertigen Samenzellen hervorgehen, besitzt eine ungerade Zahl dieser Zellbestandteile, die „Chromosomen“ genannt werden, z. B. 7 oder 9 oder 13; bei der Teilung ergeben sich also fertige Samenzellen mit 3 und 4 bzw. 4 und 5 bzw. 6 und 7 „Chromosomen“. Dagegen haben die reifen Eizellen jeder dieser Tierarten alle die gleiche Chromosomenzahl. Je nachdem, ob sich bei der Befruchtung das Ei mit einer Samenzelle, die mehr, oder mit einer, die weniger Chromosomen enthält, vereinigt hat, entsteht im ersten Falle ein Weibchen, im zweiten Falle ein Männchen.

Wir haben in diesen Vorgängen einen Mechanismus kennen gelernt, der der Geschlechtsbestimmung zugrunde liegt. In anderen Fällen, bei anderen Tierarten, sind es die Eizellen, welche verschiedene „Chromosomenmengen“, wie man sagt, aufweisen, während die Samenzellen alle unter sich gleich sind. Es liegt also die Entscheidung darüber, ob es zur Bildung eines Männchens oder eines Weibchens kommt, im ersten Falle bei der Samenzelle, im zweiten Falle bei der Eizelle.

Diese wichtige Erkenntnis des Mechanismus, der normalerweise die Geschlechtsbestimmung regelt, bedeutete einen gewaltigen Schritt vorwärts, um so mehr, als sich bei weiteren Untersuchungen zeigte, daß dieser Mechanismus eine so große Verbreitung im Tierreich besitzt, daß er direkt als die Regel betrachtet werden kann. Natürlich ist es aber noch ein weiter Weg von der Erkenntnis des normalen Geschehens bis zu seiner willkürlichen Beeinflussung.

Zimmerhin bieten sich hier der Forschung zahlreiche Möglichkeiten, auf dem Wege des wissenschaftlichen Versuchs in das Naturgeschehen einzugreifen. Ist die tatsächliche Verschiedenheit der Samenzellen zum Beispiel einmal erkannt, so läßt es sich wohl denken, daß man durch geeignete chemische oder physikalische Einflüsse, die nur die eine Art von Samenzellen lähmen oder töten, das Zustandekommen des einen Geschlechts ganz oder zum großen Teil ausschaltet. Die Anfänge solcher Versuche liegen auch schon vor: So konnte man zum Beispiel durch Alkoholisierung der Männchen und ebenso durch Behandlung mit einigen Stoffen (Koffein, Jodjodbin) bei der Maus die Zahl der männlichen Nachkommen erheblich steigern.

In etwas andersartigen Versuchen gelang es mit größerer Sicherheit, von außen her die Geschlechtsbildung zu beeinflussen. Eier und junge Kaulquappen des Frosches, die unter normalen Bedingungen Weibchen hätten liefern müssen, konnten durch Einwirkung höherer Temperaturen während der Entwicklung dazu gebracht werden, daß sie sich sämtlich zu Männchen ausbildeten. Die ersten Versuche in dieser Richtung stammen von dem bekannten Münchner Zoologen Prof. R. Hertwig, dem es gelang, in Froschzuchten 100 Prozent Männchen zu erzielen, wenn er die Eier künstlich „überreift“ machte, d. h. sie stark verpätet befruchtete ließ.

Diese und zahlreiche andere Versuche weisen darauf hin, daß es möglich ist, auf dem Wege der Beeinflussung des Stoffwechsels, der Verbrennungsvorgänge im Ei und im sich entwickelnden Individuum willkürlich auch die Entstehung des einen oder des anderen Geschlechts hervor-zurufen. Diese Gedankengänge gründen sich auf das Vorhandensein eines grundsätzlichen Unterschiedes im Stoffwechsel beider Geschlechter: Während das weibliche Geschlecht sich durch aufbauende, stoffspeichernde Tendenzen auszeichnet, herrschen beim männlichen Geschlecht die abbauenden, stoffverbrauchenden Vorgänge vor. Je nachdem wir nun den Abbau oder den Aufbau durch äußere willkürliche Einflüsse fördern oder hemmen, versehen wir den werdenden Organismus in Verhältnisse, die der Entwicklung des einen oder des anderen Geschlechts günstiger sind.

Wir sehen also, daß die willkürliche Geschlechtsbestimmung durchaus nicht mehr in das Reich der Fabel oder der Hypothese gehört. Sie läßt sich bei gewissen niederen Organismen, ja sogar bei den Angehörigen einiger Wirbeltierklassen schon jetzt durchführen. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß beim heutigen Stand der Wissenschaft eine direkte Übertragung der Erfahrungen an diesen Tieren auf die höchsten Wirbeltiere und somit auch auf den Menschen, noch ganz außerhalb unseres Machtbereiches liegt. In diesem Punkte müssen wir also erst die weiteren Resultate der Forschung abwarten, — die immer wieder auftauchenden Behauptungen vom Gelingen der willkürlichen Geschlechtsbestimmung beim Menschen haben sich bisher bei weiterer Nachprüfung noch stets als unrichtig — um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, — herausgestellt.

Bücheranzeige

Vollstänze. Gesammelt von Gertrud Meyer. 8., neu bearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Notenbeispielen. (B. G. Teubner, Leipzig). — Sämtliche Tänze sind neu durchgearbeitet worden und in den Ausdrücken beschrieben, wie sie sich im Laufe der Jahre herausgebildet und allgemein eingebürgert haben. Auch die Musik ist sorgfältig bearbeitet worden. Einige Tänze, die keine eigene Melodie haben, sind jetzt auch mit Musik ausgestattet worden; da sich zu oft ein Mangel an geeigneten Noten bemerkbar gemacht hatte.